Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 6

Artikel: Vom herbstlichen Geiste Kastaliens
Autor: Widmer, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759596

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom herbstlichen Geiste Kastaliens

(Zu Hermann Hesses „Mission", einem Kapitel aus dem „Versuch einer Lebensbeschreibung Josef Knechts")

Von Thomas Widmer

Dem Frühling gebührt kein anderer Geist zugesprochen, als der eines primitiven Instinktes. Ein grünes Blatt will leben, will sich strecken im Winde, will seine Säfte spüren in den Strahlen einer ebenso primitiven Sonne, wie es selber ist. Seine ganze Kraft, also auch die geistige, erschöpft sich im nacktesten Da-Sein; zur Erkenntnis, zur Kontemplation, bleibt nichts übrig. Wie arm ist doch die Jugend! Ein grünes Blatt im Frühling ist auf alle Fälle dumm, weil es nur sich selbst fühlt, nur sich selbst animalisch unbewusst geniessen kann, weil es zur erlesenen Freude am gleichwertigen Fremden gänzlich unfähig ist. Aus solcher Ich-Gier stammt die barbarische Stosskraft des Werdens und Blühens in der Natur. Diese Jahreszeit erreicht das Aeusserste nicht, dessen die Erde fähig ist: Erkenntnis. Von ihr ist auch noch die eitle, spiesserhaft-besitzende, behäbig-erfüllte, mann-weibliche Sinnlichkeit des Sommers weit entfernt. Auch sie ist noch zu sehr gefügt in das monotone Zweckmässigkeitsgetue der Natur. Erst dem Vergehen wird das Verstehen geschenkt, so wie erst der Tod das wirkliche Aufgehen im Fremden bringt. Und im Frühling und Sommer sind alle Blätter grün; im Herbst aber erreichen sie, durch ein schweres Leben gepeitscht, die kennenswerten Farben der Individualität. Gelb, grün, rot, braun, rostfarben, schwarz, blau breitet sich in dieser Jahreszeit ein Zusammenklang von Individualitäten vor unseren beglückten Augen aus: die Gemeinschaft der Vielfalt. Der Drill des Frühlings ist verschwunden, überwunden ist die stosskräftige Dummheit der Jugend ebenso wie die besitz- und gebärgierige Sicherheit des Sommers. Dem Einzelnen, und also dem Geistigen, gehört der Herbst. Gewiss, es hat Georg Büchner gegeben; er starb mit 23 Jahren und wusste alles, trauriger und auflösender als Schopenhauer, der den Herbst erreichte. Aber selbst dieses jugendliche Genie sondergleichen wusste nur einseitig. Gleichsam als hätte sich die uniformierte Kraft des Werdens sinnlos

und tragisch in die ebenso gleichmachende des Zerstörens gekehrt. Hingegen, es gibt Epikur, der in seinem Herbste den reichen Brief des Lebens an Idomeneus schrieb, es gibt Goethe, der in dem seinen den weitwissenden zweiten Faustteil sich erlebt hat, und es gibt Hermann Hesse, der an seinem Josef Knecht schafft. In ihnen, und in einigen anderen, wurde der Menschheit ihre wesentliche Erfüllung. Hier wurde Geist zu dem, was er seinem Begriff nach bedeutet, also zu keinem heiligen, zu keinem zweck- und zielentarteten, sondern zum erkennenden, dem Menschlichsten, was uns zu erreichen geschenkt ist. Solche Vollendung ist nicht Naturentfremdung, sie ist Naturveredelung; und die räudige Mutter hat eine solche dringend nötig. Das Leben sieht sich ins eigene Herz; das Werden — das Vergehen geniesst bewusst seine eigenen Manifestationen. Das intensive Rot des herbstlichen Blattes kennt den Sommer und den Frühling, hat beide überwunden, nun kann es inniger geniessen und sehender wissen aus der Perspektive seiner epikurischen Götternähe.

Vom herbstlichen Geiste durchdrungen handelt das Kapitel „Die Mission" aus dem Versuch einer Lebensbeschreibung Josef Knechts, von den zwei ewigen geistigen Kräften: Religion und Kunst. Sie wollen, nach einer fürchterlichen kriegerischen Weltzerstörung, diplomatische Beziehungen miteinander anknüpfen; sie ahnen ihre zukunftsträchtige Verbundenheit. Rom und Kastalien finden einander. Pater Jakobus und Josef Knecht sind sich abwechselnd Lehrer und Schüler. „... in etwaigen künftigen Gefahren würden sie ganz ohne Zweifel gemeinsame Feinde haben, würden Schicksalsgenossen und natürliche Verbündete sein, und auf die Dauer sei ja auch der bisherige Zustand unhaltbar und eigentlich unwürdig: nämlich, dass die beiden Mächte in der Welt, deren geschichtliche Aufgabe die Erhaltung und Pflege des Geistes und des Friedens sei, so nebeneinander und einander beinahe fremd weiterlebten." Rom, das Symbol der älteren geistigen Kraft, der Religion, soll, und das wollen die Kastalier selbst, den Vorrang haben. Aber immerhin sollen die diplomatischen Beziehungen auf Gegenseitigkeit beruhen. Es wurde uns von Hermann Hesse eine prägnante Charakterisierung der beiden einzigen wirklich geistigen Kräfte gegeben, die eine bescheidene Natur hervorzubringen imstande war: „Pater: Ihr

seid grosse Gelehrte und Aesthetiker, ihr Kastalier, ihr messet das Gewicht der Vokale in einem alten Gedicht, und setzt seine Formel zu der einer Planetenbahn in Beziehung. Das ist entzückend, aber es ist ein Spiel. Ein Spiel ist ja auch euer höchstes Geheimnis und Symbol, das Glasperlenspiel. Ich will auch anerkennen, dass ihr den Versuch machet, dies hübsche Spiel zu so etwas wie einem Sakrament zu erheben, oder mindestens zu einem Mittel der Erbauung. Aber Sakramente entstehen nicht aus solchen Bemühungen, das Spiel bleibt Spiel. — Josef: Sie meinen, Pater, es fehle uns das Fundament der Theologie? — Pater: Ach, von Theologie wollen wir gar nicht reden, davon seid ihr noch allzu weit entfernt. Es wäre euch schon mit einigen einfacheren Fundamenten gedient, mit einer Anthropologie zum Beispiel, einer wirklichen Lehre und einem wirklichen Wissen vom Menschen. Ihr kennt ihn nicht, den Menschen, nicht seine Bestialität und nicht seine Gottesbildschaft. Ihr kennt bloss den Kastalier, eine Spezialität, eine Kaste, einen aparten Züchtungsversuch." Es ist auf den ersten Blick seltsam, auf den zweiten und wichtigeren beklemmend richtig, dass Hesse den Vertretern der Religion das reale Wissen um den Menschen, um seine „Bestialität" und um seine „Gottesbildschaft" zuschreibt. Welche Weisheit, ausser der des Herbstes, vermöchte das noch? Keine, denn keine ist so tief in das Wesen der Menschlichkeit eingedrungen, nicht einmal die religiöse. Vor allem aber nicht die des Frühlings, die noch an das Wollen und Schaffen schmalsichtig glaubt. Nur Dostojewskys „Grossinquisitor", auch dies die Schöpfung eines Kastaliers, ist diesem wissenden Dialog zwischen Pater Jakobus und Josef Knecht ebenbürtig. Nur dieser Grossinquisitor triumphiert ebenso geistig überlegen über den Jüngling Christus, der das Unbedingte will und die Menschen nicht kennt; jener Dostojewskische Torquemada ist, wie Pater Jakobus, „ein Mann, dessen Aktivität durch Weisheit, dessen Streben durch eine tiefe Einsicht in die Unzulänglichkeit und Schwierigkeit des Menschenwesens gemildert war".

Der grosse Ordensmeister der kastalischen Gemeinschaft, Hermann Hesse, kennt den schwächsten Punkt der eigenen Brüderschaft genau: „es zeigte sich, dass die weltgeschichtlichen Zustände, welche einst das Entstehen des Ordens und alles, was daraus folgte, ermöglicht und gefordert hatten, ihm selber nur

in einem schematisierten und blassen Bilde vorstellbar waren, das der Anschaulichkeit und Ordnung ermangelte". Es ist immerhin fraglich, ob ein ebenso grosser Ordensmeister der religiösen Brüderschaft die schwachen Stellen der eigenen Vereinigung gleich sicher und ehrlich feststellen könnte und würde; aber darum handelt es sich hier nicht. Um Rom und Kastalien, um die beiden ewigen Werte, die hier in stiller Konzentration verdinglicht sind, inmitten des aufdringlichen Gelärmes der Eintagsfliegen einer präpotenten Aktualität, um sie handelt es sich und um ihre Beziehungen zu einander. Wir wissen nicht, wie Hermann Hesse seinen Josef Knecht weiterhin gestalten wird; wird dieser seine „Mission" fortsetzen und als Vertreter Kastaliens an den römischen Hof gehen oder wird er „sich wehren", seinem Glasperlenspiel, und damit sich selbst, treu bleiben. Der Josef Knecht ist noch Fragment; in diesem Kapitel sichtbar geworden sind die beiden geistigen Grossmächte, Rom, und damit profunde Menschenkenntnis, geniale Hierarchie, raffiniertestes, weil seelisches, Führertum, und andererseits die mühelos gewordene Gemeinschaft der Einzelnen, der kastalischen Glasperlenspieler. Hier Genuss und dort Glaube. Besonders die Dokumentierung des kastalischen Ordens durch Hermann Hesse ist eine herrliche Tat. Wohl hat schon Rabelais seine Abtei Theleme geschaffen und Strindberg sein weltliches Männerkloster, aber erst Hesse schenkt uns das klare Wissen um Kastalien selbst, um seine Symbole und Gesetze. Bisher hat niemand die geheimnisvolle Struktur dieser märchenhaften Gemeinschaft so innig erfasst und geschildert. In diesem Reiche gibt es nur Grosse und Einzelne, was ja dasselbe ist, aber sie sind durch ein stärkeres Band verbunden, als je ein politischer Wille bei den Menschen zu erreichen imstande war. Diese Glasperlenspieler kennen sich alle untereinander, sie lieben und verehren sich, sie bedürfen einander selbst noch in ihren Abneigungen, sie lernen voneinander und belehren einander unmerklich, aus organischer Notwendigkeit; eine einzige gewaltige Kraft durchströmt sie, hat sie so herrlich verschieden gemacht und ihnen trotzdem, als Mittel zu intensivstem Genusse, das Geheimnis des tiefsten Verstehens belassen. In ihnen lebt „Geist vom ewigen Geist, der aller Zeiten Geister Brüder heisst". Gedenken wir der eingehenden Preisung Voltaires durch Goethe im Anhang zu „Rameaus

Neffe", und jener Corneilles und Vauvenargues durch Voltaire, erinnern wir uns der berühmten Stendhalrühmung Nietzsches, an Stendhals Liebe zu Cimarosa, Mozart, Rossini und Ariost, rufen wir uns das Urteil Schopenhauers über Helvetius und Chamfort ins Gedächtnis, und erleben wir noch einmal die stürmische Hingabe Rilkes an Jacobsen oder Rodin, und so fort, beinahe bis ins Unendliche. Und, erblüht nicht im Werke Montaignes die ganze antike Geistigkeit aufs Neue, wiedergeboren durch eigenstes Verstehen! Feiern nicht im Schopenhauerschen Opus die grossen Geister aller Zeiten ihre Auferstehung? Ist nicht Verdi die Summe aller italienischen Melodien? — Es hat auch zanksüchtige Kastalier gegeben, z. B. Rousseau und Strindberg, aber sie waren krank, und niemals hat einer den anderen wirklich geschädigt oder gar getötet, wie es unter den übrigen Menschen gang und gäbe ist, wo bekanntlich grosszügige Veranstaltungen zu solchem Tun durchgeführt werden, auf die man sich jahrelang wissenschaftlich vorbereitet hat.

Der Glasperlenspieler Hermann Hesse, lebendiger Grossmeister des Ordens der Kastalier, verwaltet treu sein hohes Amt; wir haben ihm die Klärung und Erschliessung seines Ordens zu danken, und auch die kluge diplomatische Vertretung bei der zweiten Grossmacht des Geistes. Sein Werk bezaubert, er ist „beinahe ein Charmeur" wie sein Josef Knecht. Seinem neuesten Glasperlenspiel kann man nur mit seinen eigenen Worten gerecht werden: „er baute ein Spiel von zwar moderner und persönlicher Struktur und Thematik, vor allem aber von einer durchsichtig-klaren, klassischen Komposition und streng symmetrischer, nur mässig ornamentierender, altmeisterlich anmutiger Durchführung auf." — Und dann lehrt er uns so spielen, dass man am liebsten die Spielregel jedem einzelnen Menschen ins einzelne Herz pflanzen möchte, wenn das nur Sinn hätte, ausserhalb Kastaliens: „Das Spiel, wie ich es meine, umschliesst nach absolvierter Meditation den Spieler so wie die Oberfläche einer Kugel ihren Mittelpunkt umschliesst, und entlässt ihn mit dem Gefühl, eine restlos symmetrische und harmonische Welt aus der zufälligen und wirren gelöst und in sich aufgenommen zu haben."